

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 30. — Sonntag, den 21. Juli 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Bilder vom Heimattag der Erzgebirgler in Dresden

am 30. Juni 1929.

Was wir unseren Lesern in der „D.-Z.“-Ausgabe Nr. 150 vom 1. Juli 1929 über die machtvolle Kundgebung der Erzgebirgler auf der Ausstellung „Reisen und Wandern“ in Dresden berichtet haben, das sollen sie heute auch im Bilde schauen. Uns vertraute alte, liebe Bilder der Heimat sind es, dem Dresdner aber waren sie etwas ganz Außergewöhnliches, etwas, was er nimmer mehr vergessen kann. Die große Stadt kennt den eigenartigen Zauber der Kleinstadt nicht, kennt nicht alte Sitten und Gebräuche, kennt auch die Trachten nicht, die sich harmonisch in die Landschaften des deutschen Vaterlandes einfügten. Dazu bedurfte es erst der Ausstellung „Reisen und Wandern“. Dort zeigt man dem Großstädter die Trachten unserer Heimat, zeigt sie ihnen dort im Bilde und an toten Puppen. An jenem Sonntag, dem 30. Juni, aber, an jenem Heimattag der Erzgebirgler, da zeigte man ihnen mehr



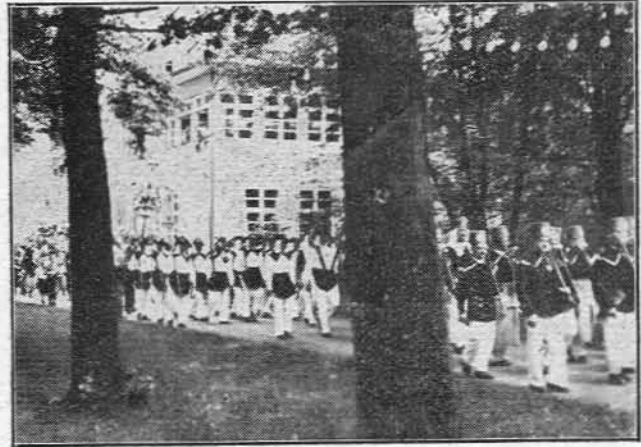
da zeigte man dem Großstädter das lebendige Bild der erzgebirgischen Heimat, da waren unsere Erzgebirgler aus allen Gegenden zur Landeshauptstadt geeilt, Bergleute und Hüttenleute, Holzfäller und Waldfrauen, „Beer- und Schwammeleit“, „Klippel-Weibsen“ und „Kraffenmännel“, „Spahforbmacher“ und „Bärstenbinder“ — kurz, alles, was erzgebirgische Heimatkunst und Heimatindustrie schafft und wirkt, das war bei jenem Festzug durch die Dresdener Ausstellung vertreten. Allem voran natürlich die Parade der Bergleute, wie wir sie auf unserem Bilde durch die Straßen der Stadt marschieren sehen. Die Bergleute in schwarzer Uniform, die Hüttenleute in ihrer sauberen

weißen Bekleidung, wie man sie heute in bergbautreibenden Gegenden bei Freiberg u. noch kennt. Dem Festzug voran schritt der Schneeberger Festaufzug, so wie man ihn anlässlich der 50-Jahr-Jubelfeier des Erzgebirgs-Hauptvereins im vorigen Herbst in Schneeberg gesehen hatte. Die Schneeberger Rappelle, die 65 Bergleute, die 24 Blau-



Gruppe der Buchholzer Mädels, die zwischen dem Grasmäher und der Eibenstoder Gruppe im Festzug marschiert.

farbigen Paradeuniform, die folgenden Zwischauer Bergschüler im Gewande der Kohlenbergleute, die Gruppe der Ehrenfriedersdorfer, die Kupferhammer-Grüntaler Hüttenarbeiter, der stattliche Zug der Freiburger, das alles machte auf die Zuschauer doch einen imposanten Eindruck, und als sich nach dem Umzug



Die Parade der erzgebirgischen Bergleute durch die Straßen der Stadt Dresden und in der Ausstellung.

der Bergleute durch die Stadt beim Einmarsch in die Ausstellung der bunte Zug der Erzgebirgstrachten angeschlossen, da waren der Jubel und die Freude voll, ob dieser Kundgebung unserer erzgebirgischen Landsleute, die hier in Dresden Träger und Förderer des tiefen Heimatgedankens waren, der uns Erzgebirglern innewohnt und der den Zauber unserer sprichwörtlich gewordenen erzgebirgischen Gemütlichkeit ausmacht. Wie's im Herzen der Erzgebirglern aber klingt und singt, wenn er an seine „Hamit“ denkt, das haben die Dresdner keine anderen tiefer und schöner nachempfinden lassen, als unsere Buchholzer Mädels, der Mädchenchor unseres Buchholzer Erzgebirgszweigvereins, der unter der Leitung unseres Herrn Oberlehrer Rothe manch wundervolle Heimatliedgabe in Dresden vortrug und

ganz begeisterte Aufnahme fand. Auch diese unsere Buchholzer Mädchengruppe, wie sie im Festzug zwischen dem Grashauer mit der Ziege und der Eibenstocker Gruppe marschierte, zeigen wir unseren Lesern heute im Bilde. So soll der Tag der Erzgebirglern in Dresden auch an dieser Stelle in der Erinnerung festgehalten werden, damit wir's immer wieder und wieder empfinden, was Anton Günther uns von „unnerer Hamit“ singt:

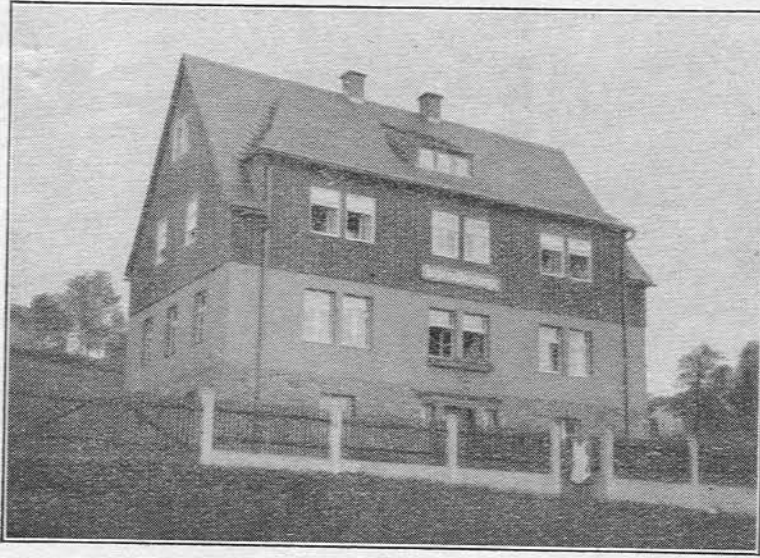
Wu de Walder hamlich rauschen,
Wu de Had su rötlich blüht,
Mit kann König mächt ich tauschen,
Weil dort drub'n mei Heißel stieht.

Die neue Jugendherberge in Jöhstadt.

Der Uebelstand, daß sich für die wandernde Jugend von Rübenau bis Oberwiesenthal, auf dem Kamm unseres schönen Erzgebirges, keine Unterkunftsmöglichkeit bot, trat in den letzten Jahren mit der Zunahme des Wanderns immer mehr zutage. Diesem Uebelstand abzuheben, war die Stadt Jöhstadt seit mehreren Jahren bestrebt. Sie konnte jedoch erst im vergangenen Jahre an die Erfüllung des Wunsches aus Wanderkreisen herantreten. Mit ganz beträchtlicher Hilfe der interessierten Stellen konnte eine neue, ganz modern eingerichtete Jugendherberge errichtet werden, deren Einweihung nunmehr am vergangenen 13. Juli, nachmittags 3 Uhr, erfolgen konnte, wie wir schon in der „D.-Z.“-Ausgabe Nr. 162 ausführlich berichteten. Die Eröffnung erfolgte bereits zu Pfingsten. Das schmutze Gebäude hat Zentralwasserheizung im ganzen Gebäude, Wannen- und Brausebad, Räume für Rucksäcke, für Sportgeräte, für nasse Kleider, Waschräume für Mädchen und Knaben mit Kalt- und Warmwasserlauf, 4 Schlafräume mit 68 Betten, Führerzimmer,

Tagesaufenthaltsraum und geräumige Wohnung für die Herbergseckern. Eine große und modern eingerichtete Küche ermöglicht die Verpflegung

einer vollen Belegung der Herberge. Ein großer Garten ist noch in der Herstellung begriffen. Da in der 5 Minuten Wegs entfernten neuen Schule ein Klassenzimmer frei ist, besteht die Möglichkeit für Schulen, ganze Klassen zu unterrichten. Für gute und billige Verpflegung wird die Stadt Sorge tragen. Von Jöhstadt, das ca. 800 Meter hoch liegt, können herrliche Ausflüge nach dem Kupferberg, Keilberg, Fichtelberg, Bärenstein, Hirtstein, Haßberg, Spitzberg und Pöhlberg, nach der Ruine Hassenstein, durch das herrliche Schwarzwassertal nach Schmalzgrube usw. unternommen werden. Der reich-



liche Wald, der sich in geringer Entfernung um die ganze Stadt legt, bietet Erholung bei nahen Spaziergängen. Die Jugendherberge ist unter Jöhstadt 237 telephonisch zu erreichen. Die Stadt, die große Opfer gebracht hat, hofft, daß sie durch recht regen Besuch aus allen Wanderkreisen unterstützt wird. Glückauf!

Wie einst Frohnau eine Kapelle bekam.

Von Dr. M — r.

Vielen meiner Leser wird der schöne, von dem Lorenz Pfloggschen Ehepaar gestiftete Flügelaltar in der St. Annenkirche zu Annaberg nicht unbekannt sein. In dem Mittelbild ist Lorenz Pfloggsch selbst mit seiner Frau und seinem Sohne dargestellt. Von diesem Lorenz Pfloggsch wissen wir, daß er, „ein ehrbarer und verständiger Mann“, im Jahre 1502 von Schneeberg her in Annaberg einwanderte, um wohl, wie so viele andere, an dem schier wunderbaren Silbersegen teilzunehmen. Einige Zeit später folgte ihm seine Frau nach, und als sie in ihrem Wagen durch das Dorf Frohnau fuhr, dünkte es ihr, als ob plötzlich unter ihr

die Erde erschütterte.

Nicht lange danach legte ihr Mann an diesem Orte ein Bergwerk an, das ihm überreiche Ausbeute gewährte. Er war überzeugt, daß ihm damals der Himmel durch jene Erschütterung das Vorhandensein einer reichen Silberader hatte andeuten wollen, und ließ, wie der Annaberger Chronist Adam Daniel Richter erzählt: „Gott zu Ehren und aus Dankbarkeit

mittlen in diesem Fronau eine Capelle und einen Altar auf seine eignen Kosten erbauen.“

Richter teilt uns weiter mit (des besseren Verständnisses wegen passe ich seine veraltete Schreibweise der heutigen an), daß in dieser Kapelle „alle Montage, früh um 4 Uhr, den Bergleuten, ehe sie einfuhren, eine Messe gehalten wurde, wobei sie für sich und ihres Herrn Wohlfahrt beten mußten. Der Abt zu Grünhain, Herr Gregorius Küttner, hat mit dem hiesigen Pfarrer, Herrn M. Wolff Messerschmidt, von Elsterlein gebürtig, im Jahre 1515 am ersten Trinitatissonntag den ersten Grundstein hierzu gelegt. Diese Kapelle wurde im Jahre 1520 von diesem Abt hernach eingeweiht und zu

St. Fabian Sebastian genannt.“

Sie wurde den Bergleuten eine liebe Stätte der Erbauung und Stärkung für ihre schwere, gefährvolle Arbeit im Dunkel der Erde. Aus unbekannten Gründen wurde sie aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit dem Gottesdienst entzogen und, sage und schreibe, „im Jahre 1534

als Scheune für 15 Gulden verkauft.“

Es sei hierzu bemerkt, daß Lorenz Pfloggsch bereits 1521 gestorben war.

„Im Jahre 1585 aber verordnete man sie wiederum aufs neue zum Gebet und Gottesdienst, nachdem sie in diesem Jahre zum Hospital vor dem Wolfenstein Tor geschlagen worden war. Den Steinhaufen von diesem Kirchlein findet man wohl jetzt noch (um 1750 herum) in seiner Verwüstung zu Frohnau.“

Nooch'n Seierohm



's neie Milich-Flasch'l.

Von Bernh. Brückner, Leipzig.

(Nachdruck verboten!)

De Schneider-Rickl-Guste, des Waldarbeiter Bollmer treu-
rende Gattin, hatte sich eben „na an'n Klipp'lhoof gefeßt un
arschte Kapp'l“ zu klöppeln angefangen, da riß es mit aller
ewalt im kleinen Stübchen die Tür auf, und herein stürzte —
aach wie a Kallichwand — 'n Tuffl-Lieb-Heibl sei Fraa, de
rnstine.

„Christes Geeses, gut's Gevatter Gustel, kumm nár ebbr
leich a mol miet rim; mei klaans Maad'l tut gar asu schlacht,
is wills sei ohzammewárg! — Inu, du gruß machtigs Uh-
lied du, wos ward m'r dá noch fúring Gammer derlaam
líffen!“

Tränen ersticken ihre Stimme. Sie eilte — schnell, wie
gekommen war — zur Tür hinaus. Kaum vermochte ihr
e etwas behäbige Klöpplerin rasch genug um die Hausdecke zu
lgen, vielweniger ihr zu sagen, „wie se ihe vor Schrad' ir
anner gefahrn war“.

Erst in der Stube konnte die so aus ihrer Ruhe Gefchredte
e besorgte Mutter erreichen. Diese wischte eben ihrem 14-
higen „Friedl“ die Tränen aus den Augen und den
hweiß von der blassen Stirn.

„Sah nár haar, Gevatter,“ begann sie, als endlich Guste
uchend neben ihr stand, „sah nár, wie siech 's arme Wárm'l
ind't! — Du gruß Harzelad du; 's ward's doch ebber net noch
brenge? — Na, guck nár!“

Sie mußte schluchzen. Aber alle Mühe, dem kleinen Lieb-
ig bei den furchtbaren Brechanfällen Atem zu schaffen, war
ergeblich. Friedl schien ersticken zu wollen.

Guste hatte beim ersten Anblick der kleinen Duldin wie
n Bliß d'räpft dagestanden. „Daß Gott d'rbarmediech!“
f sie mit zitternder Stimme. „Aus dann ward wuhl nisch
arn! O jemerich, dos ward wuhl der Tutengraber hulln!
's arme Buttell, dos! Guck nár, wies dos klaane Guschel
ffperret un die schinn Nagle verdreht! Wos muß'n dá
ihln? . . . 's wárd'n doch nisch ins Gorgele hinnerge-
sch't sei!“

Sofort blickten beide prüfend in den kleinen Mund. Da
ermals heftiges Erbrechen, das sofort ein krampfhaftes
ümmen des ganzen Körpers zur Folge hatte!

„Inu, du grußmachtige Strof, du!“ klagte Ernestine mit
inerlicher Stimme. „Guste, renn nár lieber gleich a mol
ber zum Dokter! . . . A racht schie Kumplemant, un ar
lt gleich a mol an'n Wangblieck rübergesprunge kumme; 's
ane Maad'l wár gott'rgar schlacht! . . . Laaf nár, eh's 'n
Moong-Flackla rauszammereißt!“

Das Herbeirufen eines Arztes schien der Guste ebenfalls
Bernünftigkeit zu sein. Eilfertig humpelte sie daher zur
r hinaus, kam aber gleich wieder zurück. „Haarschte,
nstine!“ rief sie erregt, „hast de dá net a biß'l a alte Schärz
un a Paar halmwage Laatsch'n miet d'rzu? Iech warsch
n gleich gewahr, daß de gruße Fußzieh vorn rauspoobelt.
. . . De wáht schu, de Dokter sei meitog fitte fürnaahme
rrln!“

Im Ru hatte Ernestine ihre eigene Schürze vom Leibe ge-
en; auch ein Paar „Fläck'l-Pantuffeln“ waren geschwind
inig d'r Ufenbank hervorgezogen, und nun ging es — wos
Baa zam haargoom — zun Harrn Dokter.

Glücklicherweise war er zu Hause. Mit an rachten gruß-
arting Nickersch (Verbeugung) trat sie ein. „Harr Dokter!“
begann sie ganz außer Atem, „ziehe Se siech nár gleich amol
ah un renne Se amol miet nüber zum Tuffl-Lieb-Heibl! Se
warn an'n schu kenne; 'r haacht aangtlich d'r Bargelt-Gott-
lieb.“ —

„Nun, und was ist ihm denn passiert?“ fragte der Arzt
höchst erwartungsvoll. „Dann saacht nisch, Harr Dokter! Odr
sen klann Maad'l, Harr Dokter, dann hot's schu bald 's ganze
biß'l Innewennige rausgerissen! . . . Sei Se sei asu gut, Harr
Dokter!“

„Gewiß, liebe Frau,“ versetzte der Arzt in seiner gewohn-
ten Milde, die der Guste schon die Hälfte aller Angst benahm,
„in fünf Minuten werde ich dort sein!“

Mit demselben Knick, mit dem sie gekommen war, eilte
Guste zur Tür hinaus, zurück an das Krankenlager des kleinen
Lieblings. (Schluß folgt.)

Die bies'n Flieng!

(Nachdruck verboten.)

Bu all dann klenn Geschmeiß un Viech
is uhgeneißliche de Flieng. —
Wu de se trifft, stift' se nár Schod'n,
zun Tääll allah, zun Tääll de Mod'n.¹⁾
Suwie de wärmer'n Toog raa kumme,
schu häart mr aach dos Viechzeig summe,
un wu se rim sei — überool —
do mach'n se en'n 's Laam zur Quool.

Kimmt off ne Tiesch dos Affen hie,
sei Flieng dra'rim. Ru graut dersch schie!
A paar, die sei in Tupp derhoff'n —
kaa Schtärz war drauf, de Nähr' schtand off'n.
Wos nügt dá nu dos schiene Kochen,
wos nügt's, wenn's noch so gut gerochen,
mr ärgert siech un is schu foot,²⁾
eh' mr dos bißl Zeig nei hoot.

Noch schlacht'r queel'n se en'n in Schiof,
schtach'n un kizeln — 's is ne Schtrof.
Dos kaa en'n zer Verzweifling bränge,
mer könnt' die Luder glei' aufhänge!
Sugar dann Beebela³⁾ in Wieg'l
läßt kaane Ruh' ihr alts Gefrieg'l.⁴⁾
Doch, rührt siech wos, fix sei se wack
un lauern hinner Ruß un Gack.⁵⁾

Is in dr Stub wos frisch poliert,
hoom's aach de Flieng schu voll geschmiert.
Se klaam — wie aus'n Amt dar Maa —
gleich überool ihrn Schtemp'l draa.
Nisch't kaa mr haamlisch wu verdecken,
de Flieng' muß ihre Noos nei'ficken;
un hängt mr 's schinnste Bild'l auf,
die freegt kenn Mensch un quetscht siech drauf.

De Flieng, die sei asu gescheit,
halt'n vörn Narr'n de alt'n Leit:
A mol, do gaam⁶⁾ se siech gefange,
dernooderts färrl'n se, wie de Schlange,
un schloong de alt'n Leit mol drunner,
fliegt aach schu Tupp un Toller runner.
Un wos is noochert 's End' von Lied:
Se gieh' un hull'n⁷⁾ ne — — Fliengtiet'.

Su gieht dar Krieg gahraus, gahrei;
willste schie net, de ist drbei.
Laast's Wochenblatt! Do schtieht in jed'n:
„De Flieng — die Bruut — die sei ze töt'n!“
Nu gieht's mit Leim, Pulver un Schpriß'n
zer Goochd, wu nár de Flieng rimfich'n.
Doch, die schaarn siech en Teiff'l draus,
biesaden uns un — — stärm⁸⁾ net aus.

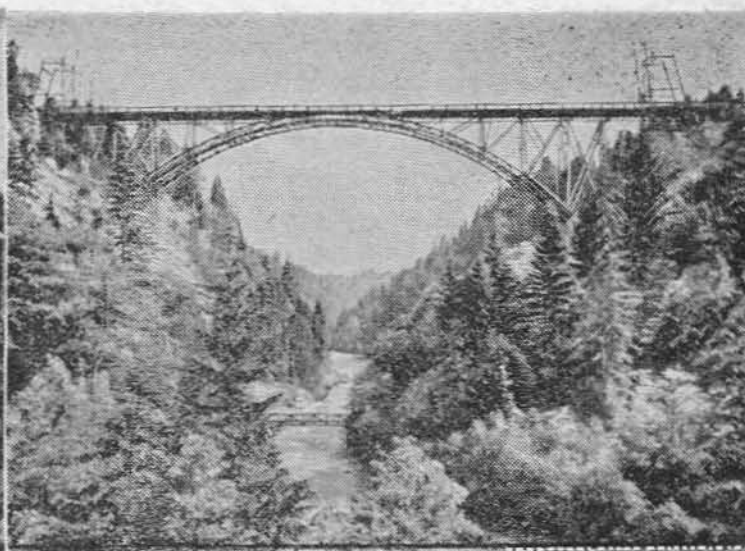
Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Waden; ²⁾ satt; ³⁾ Bübchen, Kindchen; ⁴⁾ Gefrabbel; ⁵⁾ Tacke;
⁶⁾ geben; ⁷⁾ holen; ⁸⁾ sterben.



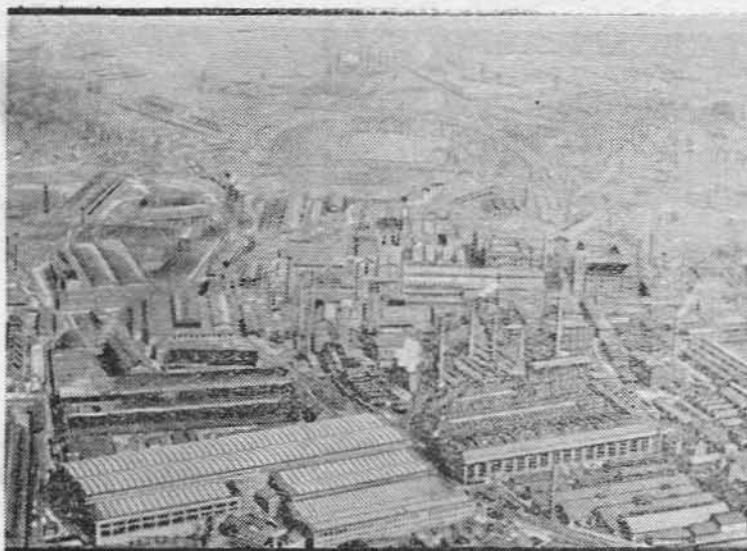
Das brennende Mill Valley.

Der Billenort der amerikanischen Millionäre, das unweit von San Francisco reizend gelegene Mill Valley, wurde von einem schweren Brande heimgesucht, der 60 Wohnstätten zerstörte.



Die Echelsbacher Brücke vollendet.

Sie ist die größte Brücke ihrer Art in Deutschland. Bei einer Spannweite von 130 Meter beträgt die Höhe über der Talsohle 75 Meter. Wieder ein Wunderwerk deutscher Technik.



Die drittgrößte Stadt Preußens.

Durch die vom preußischen Landtag angenommene Umgemeindungs-vorlage für das westliche Industriegebiet ist die Stadt Essen die drittgrößte Stadt Preußens geworden. Unser Bild zeigt einen Teilblick auf die Stadt. Im Vordergrund die Kruppwerke.

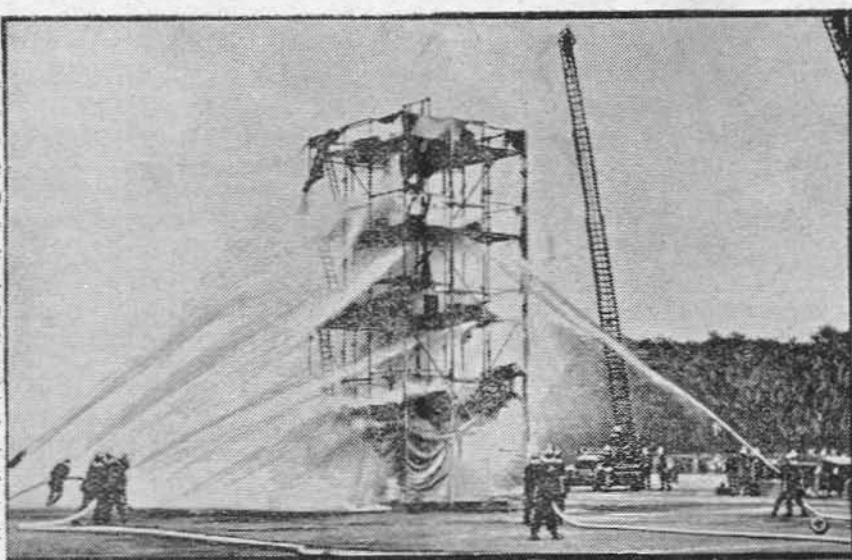


Ein See wird verkauft.

Der Eibsee in Oberbayern, der zu den größten landschaftlichen Schönheiten Deutschlands zählt, ist an eine amerikanische Gesellschaft verkauft worden, und soll jetzt für den Fremdenverkehr ganz gesperrt werden. Wo bleibt da der Schutz unserer Naturgebiete?!

Ein schwarzer Tag für die englische Feuerwehr.

Bei einem Wohltätigkeitsfest in Gillingham (Kent), in dessen Programm u. a. auch eine Feuerwehr-Schaustellung vorgesehen war, ereignete sich, wie berichtet, ein entsetzliches Unglück. Aus einem brennenden Hause sollten Seefadetten gerettet werden. Aus bisher unaufgeklärter Ursache wurde jedoch das Gebäude zu früh angezündet, und bevor man sich der großen Gefahr bewußt geworden war, brannte es nieder. Die neun in ihm untergebrachten Seefadetten, sowie fünf Feuerwehrmänner fanden den Tod in den Flammen. Den Zuschauern kam es gar nicht zum Bewußtsein, daß sich vor ihren Augen kein Schauspiel, sondern eine wirkliche Tragödie zutrug. Die verzweifelten Hilferufe der Unglücklichen wurden mit lautem Gelächter aufgenommen, weil eben alles glaubte, daß das mit zur Vorführung gehöre. Als die Feuerwehr endlich anrückte, war es bereits zu spät. — In parlamentarischen Kreisen wird die Einführung eines Gesetzes erwogen, durch das derartige gefährliche öffentliche Veranstaltungen verboten werden sollen. Unser Bild zeigt englische Feuerwehr bei einer ihrer aufregenden Übungen.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Von der „Sächsischen Schweiz“ / Von Kurt Arnold Findeisen

Hinter einer jäh über dem Elbtal aufstieghenden Mauer von Felsen, heute die Schrammsteine geheissen, legte ein verschollener sächsischer Kurfürst einen Wildgarten an. Schweizerische Gemmen legte er hinein und freute sich über ihr erstauntes Gefleht. Mit dieser Tatsache fiel zum erstenmal das Wort „Schweiz“ in das Elbsandsteingebirge. Später suchte ein überschwänglicher Naturfreund, der nebenbei ein wenig schriftstellerte, für den zu seiner Zeit vielgerühmten Plauenischen Grund bei Dresden einen franzwindenden Namen, vergriff sich und brachte den Titel „Sächsische Schweiz“ auf. Ob nun eine aus dem schwärmerischen Kreis um die Gräfin Elisa von der Recke oder einer von den landschaftsernden Schülern des Dresdner Professors Adrian Zingg, der von Geburt ein Schweizer war, diesen Titel auf das Elbsandsteinland übertrug, wir wissen es nicht; jedenfalls trägt das Felsengebirge über Schandau seit ungefähr hundert Jahren diesen Namen, und die Tausende, die noch immer oder mehr denn je romantische Wallfahrten in dieses Gebiet unternehmen, lassen ihn sich nicht streitig machen.

Es ist nicht zu leugnen, daß er eine lächerliche Bezeichnung ist. Weder die großartigen Formen, noch die strengen Eigenschaften der schweizerischen Alpen werden hier auch nur von ferne angedeutet. Wenn durchaus ein Vergleich notwendig wäre, müßte an die Tafelberge der afrikanischen Wüste und an die Cañons des Colorado erinnert werden. Aber es ist alles klein hier, niedrig, spielerisch, abgewohnt; das Elbsandsteinland stelle so etwas wie ein „Salongebirge“ dar, hat ein spöttischer Gelehrter nicht ohne Grund geschrieben.

Dazu kommt, daß seine grotesken Verwitterungsklippen den ohnehin spekulativen, allzubeweglichen sächsischen Sinn zu allerlei komisch-gemüthlicher Namengebungen geradezu herausfordern, wie Hochtstein, Gans, Lokomotive, Lante, Kuhstall, Nadelöhr. Eine Ueberfülle von Gasthöfen und Wirtshäusern lärmt. Zahllose Erfrischungsbuden, Verkaufsstellen mit greulichen „Andenken“ verstellen dreist die Wege. In Zeitabständen von Minuten „toßen“ künstliche Wasserfälle. Ueberall züngeln Geländer, Brücken, Treppen, allenthalben schreien grellbunte Pfadmarkierungen: links, rechts, links, rechts! Ja, an schönen Sonn- und Festtagen wird die vielgeliebte „Schweiz“ geradezu zur Farce: Da stülpen die Dampfschiffe und

Eisenbahnen ganze Völkerschaften von Touristen aus, die Waldgründe hallen wider von Sang und Schrei, um alle Gipfel traxeln angeheulte Kletterer; an den berühmtesten Stellen lauern Schnellphotographen, buschlepperhaft. Die öffentliche Meinung, ausgemünzt im schwererträglichen sächsischen Strassendeutsch, füllt wie schwirrender Insektenton den Wald, und noch, wenn die Abendzüge und -schiffe die Wimmler wieder eingeschlungen haben, liegt sie verstreut umher in Gestalt von zerknüllten Zeitungssejzen. Nicht gerade etwas Salonmäßiges haftet da der Landschaft an, wohl aber viel Kleinbürgerliches, ja Gewöhnliches, und der, den es nach dem reinen Anitz der Natur verlangt, wird hier bittere Enttäuschung erfahren.

Dieser bessere Wanderer muß zu anderen Zeiten in das eigenartige Reich der „Steine“ treten. Dann stellen auch sie ihm ihre heimlichen Wunder aus:

Da ist ein Dezembertag: Erstarrt der spielerische Wasserfall, ein opalisierendes Märchengeschmeide hängt an seiner Stelle in die Luft; todstille Schneegruben die Täler, weiche Buchten im Faltenwurf eines königlichen Hermelinmantels. Wie riesige Urwelttiere, versteint, zu weißem Marmor geworden, lauern die bizarren Gipfel über dem Strom, der tief unter ihnen gelassen zieht und den der Eisgang sprengt gleich einem Leopardenfell. Schneeüberkrustet die tausend geschmacklosen Monogramme der Kletterer und Liebespaare an den Wänden, verweht auch die Tafel über der Basteibrücke, die an die braven Pfarrer Gözinger und Nicolai erinnern soll: die waren die ersten, welche die Wunder der grössten Felswelt durch Schriften der



Die Barbarine (im Hintergrund der Kissenstein)

Paul Groß.

Welt verkündeten, der eine in einer Beschreibung des „Chursächsischen Amtes Hohnstein mit Lohmen“ 1786, der andere in einem ersten „Wegweiser durch die Sächsische Schweiz“ 1801. Schneeverschüttet die uralten Pässe, die Salzstraße, die Glasstraße, der Diebsteg, die seit Jahrhunderten einen geregelten Wechselverkehr zwischen Sachsen und Böhmen vermittelten, bis Maria Theresia die Stromschnellen bei Niedergrund sprengen ließ, bis das erste Dampfschiff, wie ein Mirakel bestaunt, mit merkwürdigen Schaufelrädern die Elbe pflügte, bis die Eisenbahn mit Schnellzügen daherraste auf dem gemauerten Uferdamm. Seltene Wegspuren nur von Jägern, Postboten, Holzsuchern, zierlich dünne Fahrten nur vom frierenden Wild. Schutz

vor Flintenblei und Kälte sucht das Gekier im versilzten Unterholz, wie einst die Stedler des Sandsteinlandes und der Nachbargebiete Unterjochung fanden in den Klüften und Raminen: Die vor den Germanen zurückweichenden Sorbenwenden retteten ihr Volkstum und ihren Götterkult auf die schwerzuverklümmenden Ebenheiten, wovon jetzt noch Kunde und Namen erzählen. Raubritter verbargen sich vor dem Mißtrauen der reisenden Kaufleute wie vor der Macht der Landesgesetze zwischen den Felsenkriechen. Zu allen Notzeiten, vor allem während des dreißigjährigen Krieges, vertrocknete das bedrängte Landvolk in unerfindliche Höhlen und Schluchten. „Schwedenlöcher“ hinter der Bastei geben heute noch Kunde davon, auch der bekannte „Ruhstall“ soll ein solcher Schlupfwinkel gewesen sein. Wer weiß. — Schneelasten über allem Zeugnis dessen was war, wie dicke Vergessenheit, aber drunter pulst der neue Frühling.

Da ist ein Abend um Johanni: Die Sonne verlobet rot und violett in unsagbaren Farbenpielen an der Schrammsteinfette. Das Lied der Lerche ist verhallt. Der Wandersalke, der steil seine Kreise zog, ist in seinen Horst gesunken. Die Bienen, die den Heidewald mit Dröhnen füllten und die vergessenen Zeidelweiden, sind verhuscht.

Nur die Grillen lärmten noch von den Hängen, und hier und da irren Leuchtkäfer wie Seelen verwunschener Moosgeisterchen. Aus den Stromwiesen im Tal steigen die Nebel, ziehen und schweifen nach lautlosen Melodien. Dazwischen blinken in den Häuserreihen der Uferdörfer erste Lichter auf. Fischer sitzen neugierig auf den Steinen des alten Treidelpfads, wo einst die Bomätscher leuchteten, die die Zillen an langen Leinen bergwärts zogen. Burtschen und Mädchen lehnen am Zaun der ehemaligen Brettmühle, die nunmehr eine vielbesuchte Sommerfrische ist; sie singen: Es reiten drei Reiter zum Tore hinaus, ade —, ein Lied, das schon Theodor Körner mag gekannt haben, der erste, der die „Sächsische Schweiz“ (in seiner „Reise nach Schandau“) in dichterische Bereiche zog. Jetzt spielt der Strom bei einer fernen Windung noch einmal inbrünstig mit dem Widerschein verklärter Wolken. Nun ist auch das vorbei, und durch die Dämmerung, die im Tale schon Nacht ist, schaukelt sich das letzte Dampfgeschiff, voll von Ausflüglern, grüne Laterne am Steuerbord, rote am Backbord, mit den Fensterangen seiner Kajüten den Flutengrund überschwänglich illuminierend; und siehe, hinter ihm eine geisterhafte Schleppe aus Glanz. Das Rauschen der Schaufelräder bricht plötzlich ab. Eine Glocke tönt. Der Dampfer legt an. Eine kleine Geschäftigkeit am Landeplatz, Klirren und Poltern. Alsobald wieder das Rauschen, ferner schon und ferner. Der Glanz zieht mit, blüht noch zwei-, dreimal hinter Pappeln und Weiden, entschwindet. Nichts als der dunkle Strom der Nacht gleitet nun zwischen den Tafelbergen, wie vor Jahrmillionen das Meer, das ihre phantastischen Formen schliß.

Da ist ein Tag im Hochsommer: Die Barbarine, die sagenhafte Felsenjügle, die eine verzauberte Jungfrau sein soll, ragt fast ohne Schatten, so scheiterteil steht oben die Sonne. Auf der ehemaligen Festung gleichen die Dächer der Rasematten, unkriegerisch. Ueber dem Dorfe Ebenheit, das versunken vor dem Hochaltar des Liliensteins kniet, zittert die heiße Luft. Jählings dumpfer Donner, Grollen und Schlag. Braut sich ein Wetter zusammen? Noch steigt Gewölk erst am Horizonte auf. Das Dröhnen kam aus den Steinbrüchen. Der Fall der gelben Quader toste zu Tal, wo am Stromufer die leeren Zillen auf Ladung warten. Glühender Staub wirbelt und verfehlt den Atem. Unbeweglich sonnt sich die Otter unter dem Felsenpilz. Schwüle und Schwermut. Der Fuß steht in den Schatten der Klüfte. Hier sickert das Licht durch Riefenbüschel und Gesteinspalten dünn und mild; eine Quelle rieselt oder ein Bachwasser, ehemals zum Holzflößen angestaut, haucht Kühle und spiegelt als unbeweglicher Weiher eine grünstrohende Welt, vor allem Balsaminen, Pestwurz, Sauerklee und Farne, Farne in allen Größen, Farne in allen Gattungen, aus jedem Sickerloch zotteln ihre Bärte, braun und rostig die vom vorigen Jahr, smaragden und zierlich ausgefärbt die der

jungen Triebe. Daneben unaufgerollte wie fabelhafte Bischofsstäbe, fromm und feierlich über leuchtendem Moos. Ja, im Uttewalder Grund, wo ein niedergegeschmetterter Block, über dem Steig jähling eingeklemmt, ein sonderliches Tor bildet, wird sogar ein Farn gefunden, der selten ist in ganz Europa und aus tropischen Bergwäldern stammt; man sagt, er sei hier im Grunde aus einer wärmeren Erdperiode übriggeblieben und selbst die tödlichen Fröste der Eiszeit hätten ihm nichts tun können, weil sein luftfeuchtes Nyl in der Klamme ihn mütterlich beschützt. — Inzwischen ist es seltsam dunkel geworden, unheimlich. Wieder donnerte es jählings, Grollen und dumpfer Schlag. Erschreckte Vogelschreie im Gebüsch. Die Wasseramsel enthußt wippend. Baumkronen schlagen aneinander. Regen stürzt. Ein Gewitter tobt sich aus. Jetzt ist die dämonische Stunde der „Steine“ gekommen. Wer je von einem Gipfel der „Sächsischen Schweiz“ aus erlebt hat, wie sich Wetterwolken, gebückt gleich müden Packträgern, durch das Elbtal quälten, wie alsbald Blicke die Mächtigkeit der Klüfte entzweirissen und Löcher, Höhlen, Tore, Risse, Säulen in phantastischem Licht irrsinnig ausglommen, wie Donner in die Ramine niederbrach und

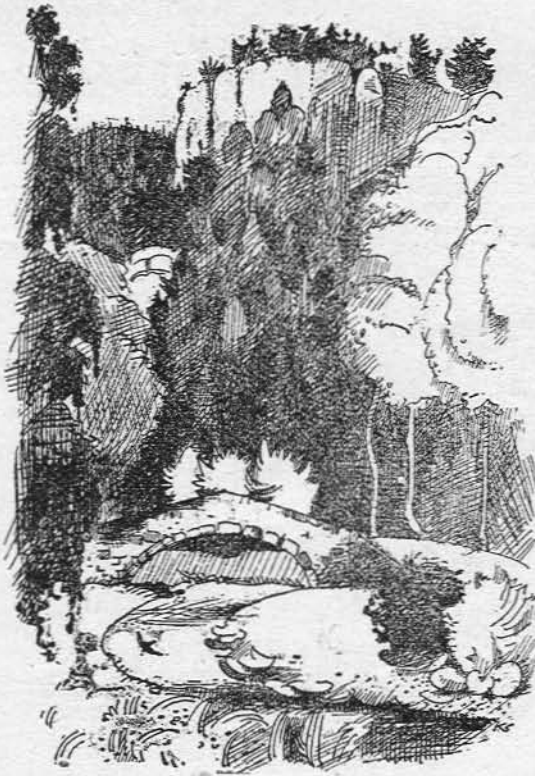
hundertfältiges Echo durch das Labyrinth der Felsen gellte, wie aus gluckenden Rinnalen Gießbäche wurden und der verstörte Strom, von allen Seiten gepetischt und aufgestöbert, als gelbe Schlammflut fast zusehends über die Ufer trat, der wählte sich bang zwischen den Kulissen eines spukhaft entgeisterten romantischen Theaters, und es ist kein Zufall, daß der Textdichter des „Freischütz“, ein im übrigen vortrefflich beleumundeter Altdresdener Advokat, die Schreden der Wolfsschlucht aus einem der Gründe bei Wehlen und Rathen holte.

Da ist ein Morgen im September auf dem Brand, auf der Bastei, auf dem großen Winterberge, auf dem Lilienstein: Ein einziges Nebelmeer wogt über den Gründen, Geistermilch ist ausgegossen und schäumt fast bis an den Rand des Getals; dazwischen aber schwimmen gleich treibenden Trümmern einzelne Baummassen, Felsklippen, Inseln, deren Unwirklichkeit mit bekannten Namen zu nennen man sich scheut und wehrt. Am unvergeßlichsten ist dieses Schauspiel vom Lilienstein aus, wenn sich die flache Platte des Königsteins aus den Nebeln befreit und vom ersten Purpurlichte anglühen läßt; wie ein rätselhaftes Korallenriff erscheint es dann, in die Brandung eines Weltuntergangs oder einer Weltgeburt hinausgehoben.

Oder eine Mondnacht im Herbst!

In der halben Helle freist, silberdunstig und ungewiß, der magische Reigen der Sandsteinkuppen. Es schweift die hohe Ebene, etwa bei Schandau oder, noch eindringlicher, oberhalb der Hirschmühle, wie ein geisterhaftes Karussell. Der Zirkelstein redt sich dunkel gegen das Gestirn, eine schwarze Schattenschleppe vor sich in die beglänzte Krume brekend; sein steiler Troß scheint sich zu jästigen durch diese weibliche Gebärde. Der große Zirkelstein dehnt sich neben dem kleinen, langrüdig, grau, ein greises Phantom der Vorzeit, das, sich selber zum Mal, auf seinem Grabe hockt. Die Postelwitzer Brücke, hingelagert unter das Schrammsteinmassiv, glimmen auf wie die blanke Stirn eines Träumenden, der Abenteurer, Wegelagerer, zottige Raubriesen in seinem Nacken wohnt. Jenseits des Strombetts mildes Laubhaar des Winterberges. Der nächtliche Reiz des Herbstes zupft an seinem Brokatgewand; denn der Wind aus Böhmen läuft mit raschelnden Füßen über die Hügel. Unten aber auf der düsteren Fläche des Stroms treibt ein einsames Floß, auf dem sich die Steuerer ein Feuer angezündet haben. Also treibt unsre Seele durch das Dunkel der Welt, und ihre Flammen züngeln dicht über der kalten Tiefe.

So in dem Gebiet, das den lächerlichen Namen einer erlogenen Schweiz führt, die Heimat ferngesund und weiß und schön. Mögen immerhin die, die dafür keine Sinne haben ihre Reinheit schänden, sie erneuert sich dennoch immer wieder aus sich selbst und schüttelt allen Schmutz und Unflat von sich, wie sich ein starker Hirsch den Nachtau aus den Loden schüttelt.



Potenzial

Kurt Scheibe

Der Bergsturz / Erzählt von Max Maria von Weber

Jrgendwo in einem Steinbruch in der Nähe von Schandau stand ehemals eine Steinhütte. Der innere Raum dieser Art von Steinhütte war ungefähr acht Schritt im Geviert groß und so hoch, daß ein Mann gerade darin stehen konnte. Die Platte der Wand ragte über denselben horizontal, fast noch zehn Ellen weit elbwärts hinaus. Es war ein ganz behaglicher Winkel da für die (armen) Steinbrecher; wie in einem Keller, kühl im Sommer, lauwarm im Winter.

Lustig knisterte hier am Morgen des 25. Januar 1861 ein Feuerchen, an dem ein vierzehnjähriger Knabe, Sohn eines der 24 Steinbrecher draußen, deren Eisen im munteren Klingklang auf dem Gestein seit Tagesgrauen erschallt war, den Kaffee zum zweiten Frühstück der Männer bereitete. Sie ließen sich nicht zweimal rufen, als, nach Steinbrecherstille, aus weitläufigem Signalhorn das Frühstückszeichen gegeben wurde, und das langnachplaudernde Echo hatte den letzten halben Takt noch nicht ausgefüllt, als alle um das Feuerchen saßen und mit warmem Trank und nach Steinbrecherart sehr fetter Kost von Brot und Speck, die Kälte aus den steifgefrorenen Gliedern, die das kalte Eisen kaum mehr bewegen mochten, zu treiben suchten. Die karg zugemessene, halbe Stunde des Frühstücks wird vom Arbeiter ausgenutzt. Er plaudert gerne.

Ein Wort gab das andere. Die kurz vorher in Sachsen verspürten Erdstöße hatten das Interesse der ihr halbes Leben im Geripp der Erde zubringenden Leute lebhaft angeregt. Um den Nestor der Steinbrecher, den alten Linke, einen Mann, dessen eisenfeste Gesundheit den verderblichen Einflüssen des Gewerbes doppelt solange als andere rüstige Naturen widerstanden hat, saßen sie, rot vom Feuer angeglüht, während blaue Strahlen der schrägen Winter Sonne den Rauch durchfuhren. Linke ließ die Zeitungen allsonntags auf der Ostrascheibe bei Schandau, er ist auch bibelfest, der hohlwangige, graue, hustende Achtundsechzigjährige. Er spricht vom Ausbruch des Vesuvius, vom Lissaboner Erdbeben. — Man lauscht und hat die Zeit vergessen — draußen tritt der Signalist vor die im Sonnenschein liegende Felswand und richtet das Horn nach der leuchtenden Fläche, um es recht lustig klingen zu lassen — da schwindelt ihn — es bewegt

sich alles, so weit er sieht — die Bäume droben nicken — die Felsen neigen sich — „Hilf, großer Gott! die Wand stürzt!“ — Weit von sich wirft er das Horn — die bleiernen Füße wollen nicht wie sein Hirn — ein böser Traum — und hinter ihm ist Donnern, Krachen und Knirschen, an ihm vorüber, über ihn weg gehen, wie wilde Eber und Hirsche, hundert Zentner schwere Blöcke brüllend in die Tiefe, wie riesige, pfeisende Fledermäuse umschwirrt ihn Gestein, Sand bedeckt und blendet ihn — er stürzt und glaubt sich verloren — da ist es still um ihn — grabesstill — er wagt, das Haupt zu erheben — da steht die Felswand — weit zurück — und vor ihm liegt, turmhoch titanisch aufgeschüttet, die furchtbarste Felsengrab-Pyramide im hellen Sonnenglanz. — Mannesstarke Lannen sind als Grabespalmen darauf gestreut, wie ein Rind Grashalme auf den Hügel des Lieblingsvogels wirft. Sinnverwirrt denkt der Mann an nichts, als sein Signalhorn unter den Trümmern zu suchen. —

Drinne aber hatte, grade als der Greis vom Erdbebenrollen sprach, ein dumpfere, markerschütternder Knall im Felsen die Stöhnenden emporgelagt — da dröhnt ein zweites und mächtiges Gepressel wie von losen Gesteinsmassen, die aus großen Höhen fallen, folgt. „Ein Erdbeben!“ — schreien einige Stimmen. — „Hilf uns Gott, ja!“ ruft der alte Linke, „aber von oben!“ — und im selben Augenblick zittert der Fels um sie her in den Grundfesten. Die Stöhnenden fühlen den Druck der sinkenden Decke auf den Köpfen — grabfinster wird's im Nu — und um sie kracht es und donnert und zittert. —

Dann gleich ist's todesstill — nur dann und wann noch fern draußen — außerhalb des Berges — der dröhnende Sturz eines Felsblocks — ein leises Schieben im Gestein. — Sie sind lebendig begraben. — Sie schweigen alle — als fürchte jeder die furchtbare Ueberzeugung allein zu haben. Dann beginnen sie mit leiser Stimme zu rufen, wie um die Grabesstille nicht zu stören: „Retter! Hebel! Rühr! Linke! Löser!“ — „Hier! hier!“ tönt's bei jedem Namensruf aus der dumpfen Finsternis — vierundzwanzigmal. — Alle sind da, alle leben. — Jetzt erst löst sich der Schreck in Worte und Tränen. Die steinernen Männer weinen. — Es ist nichts als Schluchzen in dem gemeinsamen Grabe. — Aber Naturen wie die solcher gefahrenharten Leute stemmen sich gegen die untätige Mutlosigkeit. Des alten Linke Stimme, die alle kennen, wird zuerst laut: „Vertraut Gott, Kinder! Wer weiß, ob es so schlimm ist, als es aussieht. Richter (der wackere Bruchmeister) lebt! Wir werden nicht im Stiche gelassen werden. Vor allem müssen wir sehen, wie das Gestein um uns liegt und ob wir uns nicht selbst durcharbeiten können. Wer weiß, ob die Masse, die uns deckt, groß ist?“

„Ist kein Rien da, um Lichtspäne zu machen? Die Bank ist klein!“ — Späne werden geschliessen und eine Minute darauf erhellt die rot auflodernde Flamme die furchtbare, niedrige Höhle, zu deren Eingang das entsetzliche Schuttgeröll hereingequollen ist, und die bleichen, angsthaften Gesichter. Man leuchtet umher — doch da ist alles fest geschlossen, wie vermauert. Eine Platte, von der sie alle wissen, daß sie mindestens 13 Ellen von massivem Stein dick ist, deckt sie von oben und das ist ihr schauerliches Glück. Geschlossen ist die Höhle felsentief gegen Leben und Tod von außen — aber da steht nur ein Krug mit Wasser, da sind höchstens noch zehn Pfund Brot, da sind noch einige Schnitte Wurst und Speck — der Tod braucht nicht von außen zu kommen, der ist sicher genug mit ihnen eingeschlossen, wenn es Gott nicht gefällt zu retten und Menschen nicht retten können! Und es ist todesstill da unten, kein Laut dringt von außen her; sie müssen recht, recht tief begraben sein. —

Mit der Besonnenheit der Todesnähe werden die Lebensmittel aller, aus dem mitgebrachten Mittagbrote bestehend, dem alten Linke übergeben, der sie ihnen sparsam zumessen soll, denn es kann notwendig werden, lange zu hungern und zu dursten — und zu frieren. Macht doch die Kellerluft nach und nach das Blut erstarren. Das wenige Stroh, das in der Höhle ist, wird in einen Winkel getragen, dort sollen sich die Mattematen hinlegen, wenn der Hunger grimmiger wird, um da zu ruhen — um da zu sterben, wenn's Gott nicht anders will. —

Langsam schleichen die unendlichen Stunden, die auf den Uhren ein dann und wann aufloderndes Streichhölzchen zeigt. Totenstill ist's in der Höhle, nur hier und dort in der Finsternis ein leises Weinen, oder das Murmeln eines Vaterunsers, oder ein leiser, schluchzender Ruf nach lieben Kindern oder der armen, verzweifeltten Frau daheim. Den Hunger bannst noch den ganzen ersten Tag die Erschütterung der Seele, aber die Kälte kriecht mit tausend eisigen Schlangenringen an die Armen heran, die in ihren dünnen Arbeitsanzügen auf dem Steinboden liegen und sich aneinanderdrücken um nicht zu erstarren.

Tröstlich, und wie ein Ton vom Leben draußen, klang es durch die wehevolle Stille, wenn der alte Linke seine zitternde Stimme erhob und einen Vers der heiligen Schrift sprach. „Es war so,“ sagte ein Geretteter später, „als wenn's zum Gottesdienste läutete und als spräche uns Gott selbst Trost zu!“

Draußen aber war der Donner des Sturzes weit und breit gehört worden. Aus allen nahegelegenen Brüchen hatte man ge-



Torwächter mit Schrammtor

Kurt Rübner

sehen, daß da Arbeiter im Gröde-Bieschelschen Bruche verschüttet waren, und die Schreckenspost lief im Nu auf Wegen, Schienen und Drähten in die Heimat der Verschütteten, nach den Sihen der Behörden, nach den Brichen, wo die wackeren Arbeitsgenossen der Verunglückten tätig waren.

Und diese eilten schnellsten Laufes herbei — ohne Rücksicht auf die verlorenen Löhne, ohne es zu wissen, wer ihnen Nahrung und Obdach gewähren würde während der schweren Arbeitstage — nur um zu retten!

Weit und breit hatte während des Sonntags das Elbtal geschwiegen! Keine Musik, kein Tanz in den lebenslustigen Städtchen ringsumher. Wer hätte jubeln mögen während der Todesqual der Brüder! Aber hinausgeströmt war die Menge, für die wackeren Arbeiter Erquickungen mit sich führend, und umstand das gewaltige Felsengrab schweigend — die Nacht unterbrach die Arbeiten nicht. Bänke wurden durchgehrt, Leitern in Klüfte gesenkt, immer neue nach unten gehende Spalten zeigten sich, die, schnell erweitert, den Weg förderten. Mehr als einmal trieb es auch die Allermutigsten aus dem furchtbaren Schloß, in dem sie weilten, wenn das Gestein, das sie dicht umschloß, ruckte und knirschte, aber kaum schwieg der grauenhafte Ton, waren sie wieder in der Tiefe bei der Arbeit. — Auf den lustigen Höhen des berühmten Bastelfelsens steht ein Sprachrohr, mit dem der Reisende dem

auf sonniger, ferner Höhe stehenden Genossen einen Jubelruf zutönen pflegt; das war herbeigeschafft worden, um Menschenlaute hier in das Grab hinab dringen zu lassen. Als sich beim Begräumen der Schuttmasse ein tief hineingehender Spalt zeigte, saß es Richter an den Mund und hinab dröhnt's: „Lebt ihr?“ Und sie hören es drunten, die lebendig Begrabenen — die Menschenstimme von draußen und fallen auf die Knie und schreien wie aus einem Munde: „Ja, wir leben alle!“ Aber das Geräusch da draußen verschlingt den leisen Ton aus der Tiefe. — Vierzig Stunden unablässig hatten die schlichten, tapferen, wackeren Retter gewirkt und ein gütiger Gott hatte Meißel, Brecheisen und Spaten gelenkt, der Schacht traf genau die Kante der ungeheuren Steinmasse, die das Grab der Verschütteten deckte, so daß man sie nicht zu durchbrechen brauchte, sondern in einer Kluft leicht an ihrer Seite hinab gelangte.

Plötzlich hörten die Eingeschlossenen die Arbeitstöne nicht mehr über sich, sondern deutlich stromwärts, fast in gleicher Höhe mit ihrer Höhle, in genau zu bestimmender Richtung. „Jetzt drauß und dran, Freunde!“ rief Linke, „kaum zwanzig Ellen von uns, da drüben müssen sie schon sein! Die letzten Kräfte zusammengekommen! Wir wollen ihnen entgegen.“ — Und der Knabe schleift Späne und hält sie in Brand und unter der Felsplatte hin wühlen die Leute emsig den Schutt weg, den draußen Arbeitenden entgegen. Jetzt leitet auch die Platte den Ton und auf den Ruf: „Lebt ihr?“ dringt die Menschenstimme aus dem Grabe: „Alle vierundzwanzig!“ — Leider verstand der wackere Bruchmeister „vierzehn“ und die Kunde, daß nur vierzehn lebten, lief daher von Munde zu Munde den Schacht empor und hinaus unter Weibern und Kindern und den erschütterten Gemütern war es gerade, als hätte Väter, Gatte, Bruder nicht mehr unter den Lebenden sein.

Nicht lange sollte die Ungewißheit dauern. Da drunten dröhnte nun von außen und innen Stoß um Stoß, Schlag um Schlag. Das Blut quoll den wackeren Rettern unter den Nägeln vor. Sie arbeiteten um schnell vorwärts zu kommen einen so niedrigen Stollen aus, daß sie auf dem Bauche liegen mußten; einer schob dem andern das Losgerissene zu, daß sie sich fast selbst den Ausgang vermauert hätten.

Wer sollte denen da drinnen zuerst die Hand drücken?!

Jetzt nur einen Augenblick Pause um Atem zu schöpfen! — Da fragte Richter wieder: „Wie steht's drinnen?“

„Wir sind alle vierundzwanzig wohl und gesund!“

Da schreien die Leute vor Jubel auf und der Schrei hallt von da hinaus und kündigt ein Wunder, ein hohes Wunder Gottes! Eine Felsenlast von über zweimalhunderttausend Zentnern stürzt über vierundzwanzig Männer herab, begräbt sie sechsundfünfzig Stunden lang lebendig und keinem wird ein Haar auf dem Scheitel getrümmert!! —

Und Weib und Kind hören's und weinen fort und können's nicht glauben und zweifeln noch immer.

Und drunten wieder Stoß auf Stoß, rechts und links — jetzt rollt Schutt und Sand und — eine Menschenhand faßt die andere — die sich in Liebe durch Felsen zueinander gearbeitet haben. „Hier sind sie!“ ruft der wackere Winkler, indem er des verschütteten August Petters Hände faßt — dann herrscht einen Augenblick tiefes Schweigen in den Klüften — denn Retter und Gerettete weinen. — Doch im Nu ist die Bewegung, die die Tätigkeit lähmt, bemeistert. Die Öffnung wird erweitert und Petters herausgezogen. „Seile herunter!“ ruft Richter und eine Minute darauf kniet der erste Gerettete, zusammengebrochen, unter Gottes Himmel, den er nie wieder zu sehen gehofft hatte. Ihm folgte der alte Linke und so alle vierundzwanzig dem Alter nach.

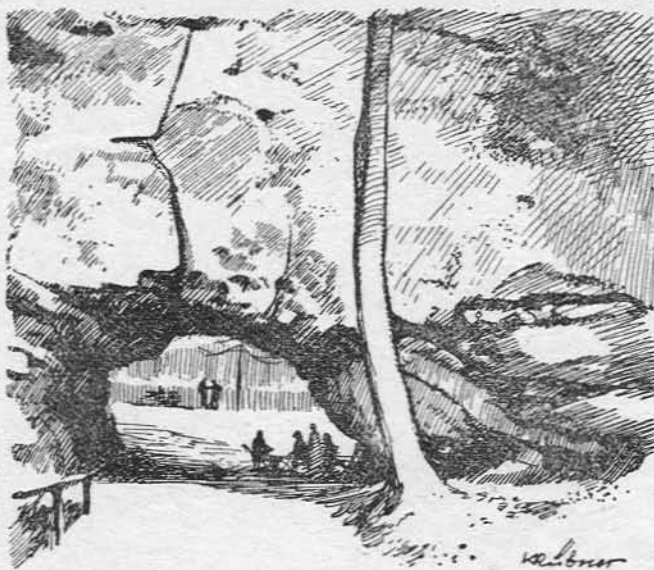
Die große verjammelte Menschenmasse, welche die Halben, das Tal und die Nachbarhöfe bedeckte und deren vorderste Reihen die Angehörigen der Verschütteten bildeten, hatte stumm zugehört, wenn einer nach dem andern aus dem Schacht emporgezogen auf der Höhe des Trümmerberges erschien, den niemand besteigen durfte, und nur hier und da kündete ein heller Aufschrei: „Der Vater! der Bruder! der Sohn!“ daß Kind, Bruder, Mutter oder Vater den Lieben erkannt hatten. Aber als der letzte der vierundzwanzig gesund emporgezogen war, da brach das Volk in nicht endenwollenden Jubel aus und die braven Gendarmen und Beamten, in deren Augen selbst Tränen glänzten, konnten es nicht hindern, daß der Strom sich nach dem Schuttberge hin ergoß und die von ihren Rettern, halb geführt und halb getragen, herabgeleiteten matten, glücklichen Verunglückten im Triumphe nach dem breiten Strohlager führte, das in der Eile

für sie bereitet war und wo Aerzte, stärkende Weine und Nahrungsmittel ihrer harrten. Aber sie aßen nicht und tranken nicht, weinend hingen die Ihrigen an ihnen, weinend umstand sie die erschütterte Menge. — Da hebt plötzlich eine Stimme aus derselben an, den schönen Choral zu singen: „Nun danket alle Gott!“ und gerade als habe jede Brust diesen Ausdruck für ihr Empfinden gesucht, lief der Klang auseinander, wie die Welle auf der Fläche des Teiches, Stimmen auf Stimmen gesellten sich hinzu, voller und voller hob sich der Ton zum Himmel, im Tal und auf den Höhen, am Ufer und auf den Halben, auf den Barken und jenseits des Stroms sangen die Menschen aus voller Seele mit. —

Es war ein Gottesdienst, wie ihn größer und schöner nie ein Dom umschloß. —

Heilige Pflicht ist es für den Augenzeugen, davon Kunde zu geben, wie edel sich die innere Natur „des Mannes der Arbeit“ bei diesem furchtbaren Ereignisse bewährte, mit welchem anspruchslosen Heldennute schlichte Arbeiter, fünfzig Stunden lang, unablässig mit Todesgefahren rangen, bloß weil Nebenmenschen in Gefahr waren. — Hier feuerte den Kämpfer kein Trompetengeschmetter, kein Schlachtgewühl, kein Blick auf Ruhm und Ehre an; sie wußten nicht, wer für die Ihren sorgen würde, wenn sie in diesem Kampfe mit Elementargewalten unterliegen sollten; ja nicht einmal, wo sie das tägliche Brot hernehmen würden, während sie retteten — aber sie wußten, was sie als Menschen und Christen zu tun hatten und — taten es!

Bessere Kränze, als sie in ihrem schlichten Sinne ahnen mögen, ruhen auf ihren anspruchslosen, von schwerer Arbeit gebeugten Stirnen!



Kuhstall, eigenartiges Felsentor

Kurt Kübner